

werden für die Begegnung von Asien und Europa in Christus. Mehr als der dynamische Westen ist ja wohl der Osten befähigt, die statisch-ruhevolle Welt Asiens zu begreifen, seine Herztöne zu erlauschen und den Fernen Osten für Christus zu gewinnen. Liegt nicht vielleicht auch hier der providentielle Sinn der Beharrungsart östlichen Christentums, von der aus die indische Versenkung und die buddhistische Kontemplation eine Erfüllung mit göttlicher Wahrheit erfahren können?“ (S. 41).

Münster i. W.

E. Lengeling

**P. Walbert Bühlmann** OFM Cap., Dr. theol., *Die christliche Terminologie als missionsmethodisches Problem*. Dargestellt am Swahili und an andern Bantussprachen. (Supplementa der NZMI.), Schöneck-Beckenried (Schweiz), 1950.

Aus der verwirrenden Menge afrikanischer Missionsprobleme greift der Verfasser ein recht bedeutsames heraus. Es handelt sich dabei um die schwierige missionarische Aufgabe, „die heidnische Sprache nach der Seite des christlichen Wortschatzes hin harmonisch zu erweitern und auszubauen“ (S. 10) oder, um es in der klassischen Prägung Huppenbauers zu formulieren: „Das Wort des Vaters in der Sprache der Mutter wiederzugeben.“ Der Quellen- und Literaturnachweis überrascht durch die Menge und Qualität des beige-schafften Materials. Es sei gestattet, auf ein paar Kleinigkeiten hinzuweisen. Zu S. XIII Mitte: „Vetralla“ und „Prandemontanus“, den beiden Bantu-Katechismen des 17. Jhr.; wäre es nicht angebracht, hier auch die Namen der beiden Missionare beizufügen, welche die linguistische Pionierarbeit leisteten: P. M. Cardoso S. J. (vgl. S. 124) und zum Kimbundukakatechismus: P. E. Paccone S. J. (vgl. S. 124). Angebracht wäre es wohl auch, die allererste katechetische Arbeit in Kisikongo (Kikongo) zu erwähnen: Cardoso-Jorga, Über die christliche Lehre in Kikongo, Lissabon 1624. (Genauer Titel ist mir leider unbekannt.) Lies: „de Couto“ statt „de Coucto“ (S. XIII). Zu S. XIV—XV lies „Gesenius“ statt „Genesius“. Zum Verzeichnis der Grammatiken und Wörterbücher würde ich hinzufügen: Brusciotto de Vetralla O.F.M. Cap: Wörterbuch Kikongo-Portug.-Lat.-Ital., Rom 1650, und des gleichen Verfassers lateinische Kikongo Grammatik, Rom 1659, und deren englische Übersetzung: Guinness, Grattan: Grammar of the Congo language, etc., London 1822 (vgl. S. 323 Anm. 5), sowie Dias, P., S. J.: Arte da lingua de Angola, Lisboa, 1697.

Zu **erstem Teil: Richtlinien**. Es dreht sich hier um eine systematisch durchgeführte, recht objektiv erscheinende Darstellung des alten Kampfes zwischen „Fremdwort“ und „Erbwort“ in der missionarischen Terminologie. Als Argumente zugunsten des „Fremdwortes“ dienen u. a. Folgerscheinungen des tiefgehenden Kulturkontaktes Abendland-Afrika machen es zu einer „Existenzfrage“ afrikan. Sprachen „durch organische Einverleibung fremder Worte ihren Wortschatz zu bereichern und auf den Stand der modernen Bedürfnisse zu bringen“ (S. 23). Mangel an Ausdrücken für höhere Begriffe (S. 24). Vieldeutigkeit gewisser in Frage kommender heidnischer Ausdrücke (S. 33). Dagegen: Sprachliche Ungeheuer („linguistic horrors“ nennt ein Missionar M. A. Fremdwortbildungen wie folgende: „Mistela Santa Trinita, Egliza. Grasa, Batema, Penitansi, Ekaristi, Kresima, Kontritione, Lisakalamentu, Kofilimasao, Kukofesala, Matilimonju“ (S. 52). All die Gründe, die gegen das Fremdwort sprechen und ungezählte andere machen den Gebrauch des „Erbwortes“ zu einer gebieterischen Notwendigkeit für

die Terminologie der Kirche. Das Fremdwort steht allein, hat keinen Vorstellungs- und Bildwert für den einheimischen Christen. „Ein Erbwort aber ist meist mit einer Reihe anderer Wörter verschwistert und so tritt tatsächlich eine ganze Wortsippe auf den Plan und unterstützt im Hintergrund das Lied ihres Bruders“ (S. 56), da ja gerade die Bantussprachen eine erstaunliche Verzweigungskraft besitzen (vgl. S. 56). Das gilt auch für den modernen Afrikaner, trotz seiner Sucht nach Neuem, seiner Vorliebe für Fremdwörter, denn die Reaktion auf diese Einstellung ist schon da oder wenigstens nahe, da man sich wieder auf sprachlichen Eigenwert besinnen wird (vgl. S. 75).

Die Behandlung des Erbwortes wird in fein abgewogenen Grundsätzen analysiert: die Doppelaufgabe, einheimische Wörter zu übernehmen und deren Sinn zu erweitern und aus dem vorliegenden sprachlichen Rohmaterial neue Formen und Termini zu schaffen (vgl. S. 82 ff.) Unter Betonung der Wichtigkeit der „Semantik“, der Lehre von der Bedeutungsentwicklung und dem Bildwert der Worte (vgl. S. 84) behandelt der Verfasser die Verengung, Erweiterung von Begriffswörtern und den Gebrauch der für Neubildungen so wichtigen Metapher (S. 86 ff.). „Die Möglichkeit der Bedeutungsentwicklung“, heißt es S. 89, „ist der eigentliche Boden der religiös-sprachlichen Akkommodation. Man kann die vorliegenden Wörter nehmen und ihnen einen christlichen Geist einhauchen“, oder, wie Huppenbauer es ausdrückt, mithelfen, daß die menschlichen Wörter „in der Hand Gottes aus Sandkörnern zu Perlen werden“ (zit. S. 90). Auch für die eigentliche Neuprägung christlicher Termini bieten die Bantusprachen günstige Voraussetzungen: die Kraft und Geschmeidigkeit der Affixe (S. 102), leichte Bildung des Verbalnomens (S. 103), Präfix-Klassen-Wechsel (S. 104), Wortübersetzung, ohne unsere Vorstellungen zugrunde zu legen (S. 104 f.).

Der zweite Hauptteil des Buches behandelt den „Tatbestand im Swahili und in andern Bantusprachen“, analysiert die bereits vorhandene christliche Terminologie, ihre verschiedenen Wege und Methoden, weist neue Möglichkeiten und neue Aufgaben auf. Da es unmöglich ist, auf Einzelheiten einzugehen, gebe ich hier nur einige Überschriften: Gott, sein Wesen, sein Name, seine Eigenschaften; (Weiter unten kommen wir auf den „Mullung“ Ostafrikas noch zu sprechen); Schöpfung und Sündenfall; Christus und seine Kirche; Das christliche Leben und die Gnadenmittel; Die letzten Dinge. Wenn man die 275 Seiten, die diesen Terminen gewidmet sind, durchstudiert, so ist man überrascht, wie schwer, und oft genug auch unglücklich, die Bildung einer solchen Terminologie gewesen ist und welche Menge von Problemen noch der Lösung harret. Im Kapitel über die Sünde, wäre vielleicht eine stärkere Herausarbeitung des Wesentlichen im heidnischen Sündenbegriff, vor allem des materiellen Charakters desselben wünschenswert gewesen. Beim Lesen des Kapitels über Christus und seine Kirche überrascht es ungemein, daß nicht einmal im sprachlich ziemlich einheitlichen Ostafrika ein einheitlicher Name des Heilands und seiner Kirche geformt werden konnte; es erscheint fast unglaublich. Viele unglückliche Lösungen gibt auch das Kapitel über die Namen der Sakramente an, mit schrecklichen Fremdwortbildungen. Wenn man unter „Taufe“ und „Initiation“ und ihre mögliche sprachliche und ideenhafte Verknüpfung einen Satz liest wie: „Die Stellungnahme der Missionare zu ihnen ist zu wenig abgeklärt . . .“ (S. 324), dann kann man nicht umhin zu denken, daß es doch wohl allmählich an der Zeit ist, sich über solche Wesensfragen missionarischer Verknüpfung klar zu werden.

Und nun noch eine Bemerkung zur Frage des Gottesnamens in Ostafrika „Mulungu“:

1. Auch wenn eine Autorität wie Baumann für den chthonisch-manistischen Charakter des urspr. Mulungu steht, so kann doch die ungleich größere und weit überlegene Zahl der Vertreter seines Hochgottcharakters nicht übersehen werden. Das gleiche gilt für die Kalunggestalt des Westens.

2. Der Verfasser wägt das Für und Wider vorsichtig ab, folgt aber dann doch Baumann, „daß man auf Grund des ethnologischen und linguistischen Materials eher den Schluß ziehen muß, Mungu sei aus dem Ahnenkult herausgewachsen und hätte sich nachträglich mit einem Hochgott vermischt“ (S. 143).

3. Auch in Angola kommt, im Namen der Ahnengeister, der Mungu-Name vor: Kwanjama: vakwa mungu; Nyaneka: vakwa mphungu. Bedeutung nach Tastevin: „Ceux de Dieu“. Aufenthaltsort der vakwa mungu „die Enden der Erde“.

4. Der Verfasser spricht von einem „Götterkampf“ zwischen Ahnengestalten und Hochgöttern. Wäre es nicht wichtiger, weit mehr auf Causalzusammenhänge zurückzugehen, auf den Gang zwischen Hochgöttern beim Vorgang völkischer Übersichtungen hinzuweisen, wo wie im alten Asien schon der Gott des Siegers seinen cölären Charakter behält, während der „unterlegene Gott“ zum Unterweltsbeherrscher wird. Darin liegt wohl auch ein Hauptgrund des oft von Volk zu Volk wechselnden Charakters eines Divinwesens, bald cölar, bald chthonisch.

5. Der Mischcharakter der Swahili ist genügend bekannt, auch deren persische Komponente. Warum berücksichtigt man nun diese Tatsache nicht, da man die Mulungu-Gestalt aus der afrikanischen Umwelt nicht genügend erklären kann? Ist die Auffassung Torrend's, von der möglichen Verbindung Mulungu-Moloch wirklich so ganz überholt? Warum kommt dann neuerdings eine Autorität wie Prof. J. Karst in seinen „Origines Medit.“ (S. 245) und Albr. Wirth wieder darauf zurück? Allerdings scheint diese hamitisch-semistische Wortsippe Moloch-Melech älter als gewöhnlich angenommen und gehört wohl zu der Zeit, da die (trotz ihrer späteren semitischen Sprache) hamitischen Phoenizier noch am Persischen Golf wohnten, das heißt, vor 3000 v. Ch. und noch Monotheisten waren (vgl. dazu: G. Rawlinson: History of the Phœnicians, 109 ff; Vigouroux: Diction. de la Bible V, 230 ff). Von dort scheint eine Verbindung zu liegen mit dem Unterwelts Herrn Mulge in Sumer und zu dem Ba-al Malik Babyloniens. Als Stadt-, Sonnen- und Feuergötter tauchten die Milks und Molechs schon früh in Syrien auf, finden sich auch in Arabien als „Höllengeist Malik“ wieder. Die im Moloch-Dienst in Kanaan erwähnten Feueriten weisen auf Molochs urspr. Sonnengottcharakter hin (vgl. Jastrow: Hebrew and Babylonian traditions, London 1914, 30 Anm.). Zur gleichen Wortsippe gehören die Melechs der Hebräer. Die semantische Verbindung „Himmel“, „Sonne“, „Gott“, „König“, „Feuer“, ist ja bekannt genug. Es ist interessant festzustellen, daß es hier auch eine kontrahierte Form „Moch“ für „Malch-Melech“ gibt im Phoenizischen (vgl. Fürst: Hebr.-Chald. Wörterbuch, 736 f.), daß die Kurzform Mogh-Muko für „Himmel“ sich noch in Birma und Siam findet: Mogh-Moch-Mungu, sicherlich eine interessante Reihe. Die Vollform M-L-K findet sich noch in einigen Kaukasussprachen: Lesg.: Malkh „Sonne“; Tschetsch: Morch „Sonne“ (vgl. dazu: Irisch: Molc „Sonne, Feuer“). Wie weit der Unterwelts Herrscher Vulcan dazu gehört, bleibt dahingestellt (vgl. Karst 312).

6. Ein guter Beweis für den hamitischen Charakter Mulungus ist die Tatsache, daß Mulungus cölarer Charakter um so stärker wird, je mehr hamitisches Blut in einem Volke vorherrscht (Baumann: 171). Baumann kann das mit seiner Theorie nicht erklären.

7. Soweit ich sehe, liegt unter dieser hamitischen Schicht Mulungu-Kalunga als urspr. cölare Hochgötter, eine ältere Schicht mit einer Kurzform L-G für „Himmel“, „Gott“, „Sonne“ und „Familie“, „Sippe“ wie in den Ural-Altäischen und Kaukasischen Japhetiten-Sprachen.

**Zusammenfassung** (S. 375—401): Der Verfasser muß auf Grund seiner umfassenden Studien bekennen: „. . . daß die katholischen Missionare im Swahili- und im ganzen Bantugebiet wenig über die Schaffung der christlichen Terminologie geschrieben haben“ (S. 376). Günstiger fällt sein Urteil über die protestant. Arbeit auf dieser Linie aus: „Im protest. Lager haben wir unstreitig mehr Stoff zum Thema gefunden . . . nicht verwunderlich angesichts des stark philologisch-exegetischen Bildungsganges der protest. Missionare“ (S. 377). Hier deutet er schon auf einen Hauptgrund hin, warum auf katholischer Seite, trotz mancher Leistung und mancher persönlicher Versuche, die Lage nicht so ist, wie sie sein könnte und sollte: Fehlende Vorbereitung und Ausbildung des kath. Missionars für solche Aufgabe seines Berufes. Darüber hinaus fehlt es weithin an der Freistellung linguistisch geschulter Missionare oder Wissenschaftler für diese eminent wichtige Grundarbeit. Für die Vereinheitlichung der christlichen Terminologie und deren allgemeine Einführung („Einheitskatechismus“) wären die Apostolischen Delegaten die zuständigen Vertreter, sich einzusetzen. Es ist sicherlich der Mühe wert, der jungen afrikanischen Kirche „das Wort des Vaters in der Sprache der Mutter wiederzugeben“.

Möge dieses Buch als Wegweiser, Berater und Führer seinen Weg finden in die Hände derer, denen die Zukunft der afrikanischen Kirche anvertraut ist. Möge es auch die Augen derer öffnen, die in der Heimat dafür mitverantwortlich sind.

Letmathe, St. Kilian

P. Berthold Kromer C S Sp.

**John A. O'Brien, Der Glaube der Millionen.** Die Beweise der katholischen Religion. Mit einem Vorwort Sr. Em. William Kard. O'Connell, Erzbischof von Boston, und einer Einführung Sr. Em. Dennis Kard. Dougherty, Erzbischof von Philadelphia. Deutsche Übersetzung von Hans Schultes, Paul-Pattloch-Verlag, Aschaffenburg 1949, 752 S., in Leinen geb. 12 DM.

O'Briens Beweise des katholischen Glaubens sind als drängendes Herzensanliegen eines von auffallend vornehmem Wohlwollen und bewußt irenischer Zuneigung getragenen Gelehrten und Seelsorgers aus einer jahrzehntelangen intensiven Tätigkeit in Studienkursen und persönlichen Aussprachen mit suchenden und ringenden Menschen, besonders Universitätsstudenten, entstanden. Daß diese Beweise den Menschen unserer Zeit ansprechen, und zwar nicht nur den in Amerika, dafür zeugt schon die Tatsache, daß dies umfangreiche Buch, das 1938 in englischer Sprache in einer Auflagenhöhe von fast 250 000 Exemplaren erschien, nun schon in 17 Sprachen übersetzt vorliegt. Es fand darum auch in Fachzeitschriften vielfach eine über die übliche Buchanzeige und Besprechung hinausgehende Würdigung seiner Werte und Vorzüge, wenn auch